

1964 oder Vom Sichten eines Clowns, der nicht nur »Mond« in Gänsefüßchen schreibt

José F.A. Oliver

Dankesrede

Verehrte Frau Oberbürgermeisterin, liebe Henriette Reker, geschätzte Verantwortliche der Jury; *querida mamá, familia*; liebe Freundinnen und Freunde; Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Damen und Herren; lieber Ilija, *comdulcero*, liebe Susann Trojanowa – ein herzlicher Gruß, *de todo corazón*, allen, die sich zu diesem Festakt im Stiftersaal des Wallraf-Richartz-Museums eingefunden haben. *¡Bienvenidos a Colonia!* Denjenigen, die zum Teil von weither angereist sind und »m:ein« frohgemutes *¡hola!* Euch und Ihnen, die in dieser so mediterran-anmutenden Stadt und ihren Einmündungen ein umarmendes Zuhause wissen.

I

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen als Kind in sich »vert:räumt« auf einer Schwarzwaldwiese – *uffere Matte on some rächte Buure-Schinder-Buckel und dien allbott d Londschaft abloschore un sinniere* – und singen nah *am Walde* (!) ein Lied so vor sich hin. Leise, sich eher fortsummend; ein Lied, das Sie von Ihrer Mutter gelernt hätten – *el toro y la luna* – »Der Stier und der Mond«. Ein Stier, der sich in »Frau Luna« verliebt. Allerdings wäre Ihnen das sozial-genormte Behelfskonstrukt, der Annäherungsversuch im Dienst einer moralisch akzeptierten »Geschlechter*innenordnung« namens *Frau Luna* im lebensjungen Alter von 5 oder 6 Jahren ankunfts-fremd und das Wort »Mondin« hätten Sie noch nicht entdeckt bzw. als »poeta-logisches« Sprachgeschöpf erfunden. (Ich weiß, ich weiß, schon der Dichter Johannes Poethen sprach von der »Möndin«). Sie würden also mit ingeniöser Inbrunst und ganz ohne Not mindestens eine Liedzeile ins Deutsche covern: »Ein Stier, der sich in den Mond verliebt.« Wie surreal-beflügelnd! Was für vor-visionäre, multi-amouröse Perspektiven, damals schon; fernab des Ordnungs-Binären jener Zeit. Sie hätten auch noch keine reflektierte Kenntnis davon gehabt, dass Sie im gesellschaftlichen Gast-Ambiente der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Grunde ausschließlich in der eindeutigen Zuweisung der Grammatik reüssieren würden können. Indes. Wie viel grandiose Ursprungspoesie birgt diese kindsgadlinige Hinüber-Plauderei ans andere Ufer. Eine schier transzendente »F:undgrube«, die von den »literarischen Leitwölfen« (*Zitat* Trojanow) erst nach und nach entdeckt werden sollte – immer noch, wenn auch bisweilen zähneknirschend, entdeckt wird. Allein die Kraft der *al-andaluz*-gehobenen Verse jener *copla*, dieses, bis heute, populären spanischen Liedes, das *un maestro de la música* aus Córdoba, Carlos Castellano Gómez, 1964 komponiert hatte – ich werde auf die Jahreszahl noch zurückkommen – setzt kreativ-dürstende, schwindelerregende Regenbogen-Takte frei. Deren Resonanz-Sound entführt Sie, das Kind, in ein bildhaftes »Alles-ist-möglich«. Ins Faszinosum zweier verschlungen auseinandertreibender Sprechkörper. Fühl- und Denkweisen, die sich schon allein deshalb nicht balgen, weil sie wie alle anderen Himmelsrichtungen so unbegreiflich weit entfernt und dennoch eins in Ihnen atmen und alle Klangkompassse der Unterschiede orientierungszittern lassen. Völlig autonom eins einander – zwei ins Konträre verflochtene Lebenssynthesen. Deren Zeiger sich jeweils ins W:undeigene ausstrecken und gerade deshalb im Rätselschönen der beidseitigen exotischen Realitätsgewähr nicht fremdeln, sondern freundeln: *es pintado de amapola y aceituna (...) y los romeros de los montes le besan la frente, las estrellas de los cielos lo bañan de plata. Y el torito, que es bravío, de casta valiente, abanicos de colores parecen sus patas. La luna viene esta noche con una bata de cola (...)*. Auf Deutsch (das Lied

in meinen Navigationshänden in eigene Strömungswellen schwingend): »und lechzt der Stier mohnblütenfarben leibgefangen; im Olivensamt ein purer Glanz, wo nah die Meertaudüfte, die von den Bergen strömen, ihm bald das Haupt benebeln; und das Gestirn am Firmament kippt Silber über ihn. *Allbot des tapfere Stierle*, wund- und wunderstolz erhaben die Lust betäubt und mit seinen Füßen scharrt, ein glitzerbunter Sehnsuchtsfächer. Umsonst. Die Mondin strahlt vorbei und leuchtet doch in jeder Nacht und tanzt dem Bildverliebten den Schweifanz ihres Lichtballkleides aus wundersamer Illusion (...)«. Der Flamenco-Liebhaber Federico García Lorca könnte einer der Inspirationsquellen gewesen sein. Von diesem wiederum ist überliefert, dass er in Argentinien auf die Frage, wer der größte spanische Dichter sei, die unverzagte Antwort gegeben haben soll: *El pueblo andalú* – »das andalusische Volk«. Wie und wo also könnte ich besser in »m:ainen« Text einsteigen, um Dank zu sagen, als mit diesen Süd-Nord-Süd-Übersetzungen?

II

Eine literarische Würdigung ist nichts Geringeres als das unerwartete Geschenk eines oft ersehnten wie willkommenen Respekts. Ein Präsent vornehmsten Zuspruchs. Für jemanden wie mich, der mehrere Kulturen und Sprachen in sich bündelt, eine Art erneuerten Ankommens. Auf »ver:nehmbarer« Augenhöhe. Gewagter noch: Auf Ohrenhöhe. Sie markiert aber auch »jetzt- und memento(!)bewusst« nicht minder folgenreich einen spürbaren Einschnitt. Denn. *Ora et labora, stulturum infinitus est*, es ruft der gläubige Katholik in mir oder wie Heinrich Böll es in einem seiner frühen Gedichte, *Was ist mir die Sonne*, schrieb: »Doch, Gott was red ich viel herum, Du warst katholisch.« Das schriftstellerische Alltagsdasein stand für eine veritable Zeit Kopf (und Herz). Dieses wohlwollend bewertende und großzügig privilegierende Kompliment der Anerkennung katapultierte auch mich in den Wochen nach der Jury-Entscheidung in ein ungeahntes Wahrhaftigkeitsbedürfnis, noch minutiöser abzuwägen, was die Antwort sei und was die Frage; und stellte das Maß meiner Urteilsfähigkeit, vor allem die eigene Arbeit betreffend, auf Messers, will sagen »W:ortes« Schneide. Insofern als dieser Preis eine perspektivische Reverenz an meine Sprache(n) kristallisiert. Derjenigen Sprache(n) nämlich, die nach wie vor (pardon! – »nach & vor«) immer wieder staunend unterwegs sind; kontinuierlich auf Reisen in versprengten »W:orten« und Versen. Vielleicht hin zu jenem Gedicht, das aller beruhigenden Visionen oder eigen-zweifelischen Unkenrufe zum Trotz niemals sein wird und dessen »Fahrtenschreiber«, der ich ja letzten Endes bin, sich bei jeder, den schöpferischen Umtrieben geschuldeten Unruh der existentiellen Frage stellen muss: Wohin b:leibe ich? Wohin bleiben wir?

III

Sprache ist immer auch Sprechen. Ein Dialog. Nicht nur im Zerrspiegel einer intellektuellen Dekonstruktion der sozialen Welten aus nachhakendem, nachentwerfendem Begreifen und deren wandelvollen Begrifflichkeiten. Sondern. Als unmittelbar reanimierende Notentgegnung, sich sogar bedingende Verpaarung aus Alltags-Oralität und Verschriftlichung, ist sie ebenso das gegenläufige Daseins-Verfahren. Eine alltägliche Konstruktion ins Wesentliche und natürlich, das bleibt nicht aus, ins Nebensächliche. Das allerdings nur auf den ersten Blick Nebensächliche der Lebenskonstellationen. Selbst, ich verrate nichts Neues, selbst ein Verstummen ist Sprechen, ist Sprache. Das Nicht-Wort, das dem Wort die notwendige Stille reicht und umgekehrt. Sprechen als Amt des Dialogs, das immer auch ein Zuhören braucht. In vermögendem Auftrag ein Grundrecht und seine Verpflichtung zugleich.

Worauf aber bezieht sich dieses Sprechen im Allgemeinen und das literarische Sprechen im Besonderen? Was »m:eine« ich, wenn ich »et:was« sage? – »et« (hören Sie das lateinische »und«? – »und« wie in »w:undgewähr«?); wenn ich also »et-was«

sage, indem ich (es) schreibe? »M:ich sch:reibe«? Mich traue, »dieden« Anderen zu »ver:fassen«? Ihn, den Unbekannten in mir. Sie, die Unbekannte außer mir; dich, uns und alle hergebeugten und fortgebeugten Personalpronomina mitgedacht. Geschweige denn die Dinge, die da auch sind. »Dinge. Indem ich das ausspreche«, sagt Rilke, »(hören Sie?) entsteht eine Stille, die um die Dinge ist.«

Einfach hinein in die Sprache? Vollkommen ungeschützt und mitten in den Strudel einer Identitätssuche? Tief eintauchend in die abenteuerlichen Bedeutungshöfe unge(b)ahnten Sprech-Verhaltens und deren Diskurse? Eines mehr und »meerstimmigen« Sich-Verhaltens, das sich durch und in alle beteiligten »Realitätswahrnehmungen« verstrickt? Alsbald entblößt? Zeitlos flügge werden möchte? Sich weiternetzt und *war-* und »wahrnimmt«? Es ist ein Kaleidoskop andauernder Zerbrechlichkeiten. Ein bunter Glitzerfächer verliebt-verleibter Ungeduld. Ein altes Spiel. Versuchung, Ernst. Bald maskenlos, der Clown.

Eindringliche Fragen, »f:undamentale« Ungewissheiten – besonders in »Ge:zeiten«, in denen sich die soeben angedeuteten Skizzen aus *identidad* vs. Identität zunehmend über Ab- und Ausgrenzungen zu definieren suchen (müssen). Allorts »Vergren:zungen«, teilweise ausgebeulte »Zerrgrenztheiten« und-oder-auch ihr rein ideologisches Machtgierbefraztzes, das mitunter bis ans Schmerzerträgliche und darüber hinaus bestimmt und, kompromisslos über Leichen gehend, bestimmend sein will. Ach, die poetischen Tempi und ihre Rhythmen (pluralvereinzelt) langen längst nicht mehr, den Parallelwelten hinterherzuschreiben. Dabei sollte, könnte, müsste das Gegenteil der Du-Fall sein: eine aus den Angeln gehobene Nähe dürfte das lebendige Prinzip von hoffnungsfrohen Begegnungsmomenten offenbaren, Rückhalt schenken. Ein »Ich« im »D:ich«. Beseelt von jenem Erkenntnisgedanken eines Octavio Paz, der uns Glaubenssätze vermachte wie diese: »Den Anderen verstehen zu wollen ist ein widersprüchliches Ideal: es verlangt von uns, dass wir uns ändern, ohne anders zu werden, der Andere zu sein, ohne uns selbst aufzugeben.« Welch ungeheuerliches Leitmotiv!

IV

»Lyrik war dieses Dichters Sinn nicht«, schreibt der Schweizer Schriftsteller Urs Allemann in seinem Vorwort zu den Gedichten Robert Walsers – und: so könnte auch ich anfügen und sagen: Heinrich Böll oder »Don Enrique«, wie mein andalusischer *cómplice en la emigración española*, Ricardo Bada aus Köln-Rodenkirchen den Sohn eines Schreiners titelgebend für eine Veröffentlichung seiner persönlichen Böll-Auswahl in einer spanischsprachigen Publikation einst *con respeto* bezeichnete – *die* Lyrik war dieses erzählenden Grande wider jegliche Ausgrenzung erster Sinn nicht. Obschon, ein Verdienst, dieser Tage unter dem so aktuellen Titel *Ein Jahr hat keine Zeit* Bölls Gedichte, ich könnte auch sagen »Feldversuche« bei Kiepenheuer & Witsch, hier in Köln erschienen sind. Eine großartige Sammlung, in der wir im Nachwort lesen dürfen »*Gleichwohl aber gilt, das Bölls Gedichte ins klassische Profil der Gattung Lyrik als Ausdruck eines Selbst, das sich in seinem Weltbezug (er)findet, indem es sich zu sich selbst und zum Ganzen der Welt vermittelt, kaum passen*«. Dennoch:

ich stehe hier. In erster Linie als Lyriker. Nicht unbedingt als Hans Schnier, aber doch mit gewissen Sympathien für ihn und seinem inneren Monolog, der Jahre einberuft in ein paar Stunden, bei mir gar nur ein paar Minuten. Betrachten Sie mich deshalb eher als einen poetischen »M:undvorrat« meiner gesammelten Reminiszenzen und deren entlegenen »Ge:schichten«. Ein »Undvorrat« ins Weitere, der »her...künftig« (über mich) hin:ausweist. Am

Immernoch-Gedächtnis auch derer, die seinerzeit (als) »Gastarbeiter« gerufen wurden. Schlicht und einfach, nicht einfach so, und deren Arbeitspilgerschaft – dies leider oft bis heute – geringgeachtet, nicht wirklich anerkannt wurde. Das blieb und bleibt für alle Beteiligten nicht folgenlos. Oder wie ein sehr geschätzter Kollege und Freund, Deniz Utlü, sagen würde:

»(...) wenn sich ein Teil meines Reichtums, meiner Erfolge, meiner Lebensqualität aus dieser strukturellen Benachteiligung anderer generiert, muss das – davon bin ich überzeugt – zu einer Störung meiner Beziehung mit mir selbst und anderen führen. Ohne es zu merken, gerate ich in einen ontologischen Abgrund.«

Insofern geschieht heute etwas Kostbares, etwas Außergewöhnliches, und es ist nicht nur für mich ein würdevolles Momentum, hier zu stehen. Danke! Für die Ehre, die Sie mir zuteil werden lassen. Der Sohn eines Hutmachers bedankt sich, nicht nur beim Namensgeber dieses wertvollen Preises, beim Sohn eines Schreiners. Mit mediterranem Pathos: *¡gracias!* Von anarchistischer Leidenschaft getragen, *con pasión anárquica*. Ist es doch auch ein Augenblick der Ehre und eine Auszeichnung für all diejenigen, denen ich mehr als vielen anderen zu verdanken habe, »w:er« ich bin. So gratulierte mir im vergangenen Sommer in Hausach ein weit über achtzigjähriger italienischer Gastarbeiter, nachdem er die Pressenotiz zu dieser Preisvergabe gelesen hatte mit Tränen in den Augen: *»Endlich bekommt von uns auch einmal einer einen Preis.«* Die Sätze trafen. Es war mehr als anrührend. Es war ein Stich ins Herz. Es war eine Ansage. Es war eine Ansage und, mir war plötzlich klar, zugleich ihre Absage. Eine Würdigung auf Messers Schneide, auf »W:ortes Schneide«.

V

Der Satz und das Glückwunschlächeln des betagten Sizilianers aus Hausach machten mich verlegen. Es wurde mir plötzlich bewusst, dass alles auch hätte anders kommen können. Alles in meinem Leben. Die Begegnung der Kulturen. Die Sprachen. Mein poetisches Sprechen. Ich erinnerte mich durch seine zittrigen Worte plötzlich wieder an ein Gespräch, auch mit einem italienischen Gastarbeiter, einem Napolitaner aus meinem Schwarzwälder Heimatort, das Jahrzehnte zurücklag – ich war 17 Jahre alt –, dessen Aussagen im Grunde ihres Wesens, das wurde mir heuer erst wirklich klar, jede spätere Zeile meines Werkes vorausbuchstabiert hatte. Denn lange bevor ich es führte, sollte die Alltagswirklichkeit seines Inhaltes mich bereits geprägt, mich als Schriftsteller und als Vermittler von Sprache und Literatur nach und nach haben »w:erden« lassen. Das Gespräch oder besser auf den Punkt gebracht: das damalige Not-Geständnis des sehr belesenen Arbeiters aus Napoli war Teil jener gesellschaftlichen Wahrheit, die in einem Konglomerat aus Anwerbeabkommen, Aufenthaltserlaubnis und Fabrikbaracken, von Kindesbeinen an, zu meinem Leben gehört hatte. Deren Wirklichkeit auch mir zum inneren Bahnhof geworden war. Ein »B:ahnhof«, in dem ich selbst wie ein unsichtbarer Zug stand, der eigens für mich angehalten worden war. Ein Zug, in den ich als Heranwachsender mit meinen ersten Texten im Koffer auf eine Antwort und auf viele Fragen einstieg, indem ich zeitgleich ausstieg: *»Warum ich nicht auf Deutsch schreibe, fragst Du, José? Ganz einfach: von den Maschinen kann ich kein Deutsch lernen. Deshalb habe ich mich dafür entschieden, auf Italienisch zu schreiben, um wenigstens meiner Muttersprache nicht fremd zu werden.«*

Das, meine Damen und Herren, waren die Anfänge der »letteratura Gast« (auch in Hausach), die später »Gastarbeiterliteratur« genannt wurde, danach »Literatur der Betroffenheit«; nach einiger Zeit »mehr- oder interkulturelle Literatur«, bis hin zur Bezeichnung »Chamisso-Literatur« und die sich im heutigen *Black Lives Matters* weiterschreibt. Alle

Zwischenverortungen mit einbegriffen. Ein Teil des Widerstands und der Notwendigkeit Haltung zu bewahren, zu rebellieren. Damals gegen die Diktate (nicht nur) in einem Pass. Einem spanischen Reisepass beispielsweise. Wie der meines Vaters, in dem 1964 (ich hatte Ihnen die Rückkehr zu dieser Jahreszahl versprochen) folgende Stempel zu finden waren:

1. Dieser spanische Reisepass ist für alle Länder gültig, außer Russland und seine Satellitenstaaten.
2. Aufenthaltserlaubnis für die Bundesrepublik Deutschland bis 10. Juni 1966.

Ein Pass übrigens aus dem Jahr, das die Ankunft des ein Millionsten Gastarbeiters im Köln-Deutzer Bahnhof »gefeiert« hatte und an dessen 40. Jahrestag des historischen Moped-Großereignisses ich 1994 auf Bitten der nordrhein-westfälischen Landesregierung die Festrede, just in diesem historischen Ankunftsbahnhof ganz in der Nähe, halten durfte. Der Titel meiner Rede lautete: »*Wir, autobiographisch unterwegs von Deutschland nach Deutschland.*«

VI

Die beiden Stempel waren ganz ohne Rechtschreibfehler. Vielleicht liebe ich sie deshalb, die Rechtschreibfehler, *las faltas de ortografía*, wie es im Spanischen heißt – hören Sie den Ort mit: »Ort:ographie?« Sie sind mir *au fond* ein unermesslicher Fundus, eröffnen mir unverhoffte Seins-Perspektiven und laden mich häufig ein, »m:eine« Sprache von einem in Bewegung bleibenden Blick- und Hörwinkel aus zu betrachten und stets dabei aufzuhorchen. Ich schreibe, um nur ein Beispiel zu nennen, »Mehrheitsgesellschaft« gerne mit zwei »ee« – will sagen »Meerheitsgesellschaft«, vom Meer kommend, dem Meer zugehörig ... Das versteht, wer es verstehen will – versöhnlicher oder »vertöchterter« ausgedrückt: das verstehe, wer es verstehen möge, denn ... ich bemühe den Potentialis gerne, wie in »würde«, wie in »Menschen & Würde« – welch Wahrheit der deutschen Sprache, nicht »Dignität« zu sagen, sondern den Konjunktiv zu benutzen und »Würde« als Bezeichnung gewählt zu haben ... »würde« wie in »hätte« – es hätte ...

VII

alles auch anders kommen können. Der Urgroßvater, der nicht in Málaga an Land gegangen wäre; und die Urgroßmutter, die ...; die Großmutter, später, die eine, die der zweiten, der anderen widerständischen Seite, die ihrem Angetrauten vielleicht vergeben ...; und der zweite Großvater, der ...; Vater schließlich, der nicht in einer jungen, auch ein Abenteuer suchenden, durchaus explosiven Not-Mischung aus Süd-Enttäuschung und Ermutigung des Nordens als Gastarbeiter und Mutter, die ihm folgte ...; es hätte ...

alles anders kommen können und *la luna* wäre *la luna* geblieben, der Mond wäre ausschließlich ein ferner, vielleicht die verwunderte Wahrnehmung eines ins Deutsche überlieferten Anders-Artikel und keine »Mondin«, wie Mutter sie besang. Der Stier, der sich in den Mond verliebt, wäre im Schwarzwald, wie eingangs beschrieben, niemals möglich gewesen ... *el toro que se enamora de la luna* ... Jetzt holt mich der Stier doch wieder ein und *la luna*. Gottseidank.

VIII

Als Kind, im Schwarzwald, saß mein Vater mindestens einmal im Monat mit mir am Küchentisch, und ich hatte die respektvolle Aufgabe, einen Brief an den Großvater zu schreiben, den ich später, in einigen Gedichten und Essays, als *capitán del mar* bezeichnen sollte. *Una carta*, einen Brief an den Unbekannten in Málaga zu verfassen war eine Lehrstunde. Eine Kontemplation in Sprache. Vorgegeben waren die Anrede und der Abschiedsgruß. Zwei Höflichkeitsformeln und mindestens zwei Mal ein »So-Gott-will«, das andalusische »si Dios quiere«, *inshallah*; zwischen denen ich etwas sagen durfte – auf Spanisch selbstverständlich; selbstverständlich aus dem Deutschen kommend; und aus dem Alemannischen, selbstverständlich. Übersetzungen eines Kindes.

Ich weiß nicht, ob die Briefe jemals abgeschickt wurden ... Eine Antwort habe ich, so glaube ich, nie bekommen. Aber es war ein Anfang, ein Beginn »m:eines« Schreibens. Briefe an eine unbekannte Herkunft aus einer bekannten Gegenwart, die nicht wie bei Heinrich Böll Erzählungen und Romane wurden, sondern Gedichte. Gedichte, die Künftiges in sich bargen. Auch dieses Heute. Heute, hier in Köln.

Übrigens, das wollte ich doch noch ganz kurz erwähnen. Besagter Hans Schnier – Sie erinnern den Namen jener »rigorosen« Inkarnation des Clowns bei Heinrich Böll? Der Clown, der den Narren mithören lässt, stellt sich gleich zu Beginn des Romans aus dem Jahr 1963! mit diesen Worten vor: *»Ich bin ein Clown, offizielle Berufsbezeichnung: Komiker (...) und eine meiner Nummern heißt: Ankunft und Abfahrt, eine (fast zu) lange Pantomime, bei der der Zuschauer bis zuletzt Ankunft und Abfahrt verwechselt.«*

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!